Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 6, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3, L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlenerstraße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Königgrätzerstraße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 8303.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt
und
Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 436. **Donnerstag** den 28. August 1902. **96. Jahrgang.**

Die militärische Bedeutung der Sahara-Bahn.

In der englischen Presse nehmen gegenwärtig Erörterungen über das zukünftige Verhältniß Englands zu Frankreich einen breiten Raum ein. Die Veranlassung hierzu mag vielleicht von Frankreich ausgegangen sein, dessen öffentliche Meinung sich viel mit Plänen in Afrika befaßt, wobei insbesondere betont wird, daß der Bau der Sahara-Bahn ernstlich in Angriff genommen werden müsse, um die afrikanischen Besitzungen gegen England zu schützen. Zum ersten Male hört man bei dieser Gelegenheit, daß Frankreich die militärische und strategische Bedeutung der geplanten Bahn durch die Sandwüsten der Sahara weitaus in den Vordergrund stellt, und im Gegensatz zu früheren Aeußerungen den commerziellen Werth dieses neuen Schienenweges, vor der Hand wenigstens, nur sehr gering bemißt. Der Ursprung dieser neuen Auffassung liegt darin, daß Frankreich für seine Colonien in Westafrika und am Congo, die durch keinerlei Verkehrswege mit einander verbunden sind, den Angriff der Engländer vom Atlantischen Ocean her fürchtet und seinen Besitz in dem Augenblick für verloren hält, in dem die französische Flotte vor der englischen die Segel streichen müßte. Die Franzosen argumentiren weiter, daß, wenn auch die Ueberlegenheit der englischen Marine über die Frankreichs durchaus keine ausgemachte Sache sei, es den Engländern bei der großen Anzahl ihrer Schiffe immerhin möglich werden könnte, im Falle eines Krieges eine Landung französischer Hilfstruppen an der westafrikanischen Küste zu verhindern. In diesem Falle wären somit die herrlichen Besitzthümer am Congo und am Tschad-See völlig wehrlos und den englischen Waffen so lange preisgegeben, bis auf dem Landwege ein Ersatzheer herangeführt wäre. Da es nun aber auf der Hand liegt, daß französische Truppen aus Algier niemals mittels Fußmärschen rechtzeitig in die durch die Engländer bedrohten französischen Gebiete gelangen können, so müßte der Entschluß gefaßt werden, die weite Strecke vom Mittelländischen Meer bis zum Congo oder Niger durch eine Eisenbahn zu verbinden.

Der erste Gedanke an dies gewaltige Unternehmen, das wohl nur in der Sibirischen Eisenbahn seines Gleichen hat, datirt aus dem Ausgang der fünfziger Jahre, als der Wunsch laut wurde, Algier mit Timbuktu und dem Tschad-See durch eine Eisenbahnlinie in Zusammenhang zu bringen. Aber weder damals, noch Ende der siebziger Jahre gelang es den französischen Forschern, über die Vorstudien hinwegzukommen, und das tragische Ende des Obersten Flatters im Kampfe mit den kriegerischen Stämmen der Tuaregs trug auch nicht gerade dazu bei, die Hoffnungen auf ein glückliches Gelingen des schwierigen Unternehmens sehr hoch zu stimmen. Auch entstanden schon damals Zweifel, welches der beiden Projecte Biskra-Timbuktu am Niger oder Biskra-Tschad-See den angestrebten Zwecken am meisten entsprechen und die besten Aussichten auf einen Erfolg bieten würde. Die Vorarbeiten wurden indeß nach beiden Richtungen fortgesetzt und die topographischen Studien derart betrieben und gefördert, daß es nur einer bestimmten Entscheidung bedurfte, um den Baubeginn eines der beiden bezeichneten Wege anordnen zu können. Dieser Entschluß hat jedoch bis zum vergangenen Jahre auf sich warten lassen, nachdem der siegreiche Zug der Mission Fourneau Lamy und die Besitzergreifung von Tuat, Gurara und Tidikelt den hartnäckigen Widerstand der allzeit kampfbereiten Tuaregs zum ersten Mal gebrochen hatten und die gefahrvolle Straße zum Tschad-See frei zu sein schien. Man entschied sich also für diese Richtung der Bahnlinie und gab das Project der westlichen Trace der Timbuktu-Bahn auf, weil man der Ansicht war, daß Algier und Senegambien stark genug seien, sich selbst zu vertheidigen, während der französische Congo, der bis zum Tschad-See und nördlich darüber hinausreicht, des directen Schutzes bedürfe.

Die Franzosen haben aber nunmehr, nachdem das Bahnproject in seiner Hauptrichtung festgesetzt ist, unzweideutig ausgesprochen, daß die Sahara-Bahn in erster Linie Angriffs- und Vertheidigungszwecken dienen soll, und daß in diesem Sinne der Bau geleitet und beschleunigt werden müsse. Es ist daher auch beschlossen worden, die Ausführung des Projectes nicht Privaten zu überlassen, deren Interesse in erster Linie auf den Handelsverkehr gerichtet sein würde, sondern dasselbe dem Colonien-Ministerium zu übertragen. Es wird für das Gelingen des schwierigen Unternehmens in baulicher Beziehung in erster Linie darauf ankommen, wie weit es möglich sein wird, den ganzen Bahnkörper zu befestigen, sowohl gegen überraschende feindliche Angriffe, als gegen Witterungseinflüsse, unter denen die Wüstenstürme obenanstehen. Stellen sich hierbei, wie man vielfach voraussieht, sehr erhebliche Schwierigkeiten in den Weg, dann will man versuchen, durch Anlage vieler kleiner Zwischenstationen den Bau etappenweise fortzuführen, und will die Strecke zur nächsten Station immer erst dann beginnen, wenn der rückwärtige Weg nach jeder Richtung sichergestellt ist. Wann unter solchen Umständen der ganze Bahnbau vollendet sein wird, wie hoch sich die Gesammtkosten belaufen werden, ob die zur Verfügung stehenden Truppen zur Arbeit und zur Bedeckung ausreichen, und ob schließlich die bei dem wichtigsten strategischen Knotenpunct Agadem geplanten vier Abzweigungen nach dem Ostrande des Tschad-Sees ausführbar sein werden, das Alles sind Fragen, die sich heute noch nicht beantworten lassen, die aber ein Licht auf die vielseitigen Schwierigkeiten des Riesenunternehmens werfen. Auf dem Papier sind vor der Hand für die Bauvollendung der 48 000 Kilometer langen Strecke sechs Jahre in Aussicht genommen, und was die Kosten anbelangt, so hofft man, mit etwa 250 Millionen Francs auszukommen, hält jedoch einen Mehrbetrag von 100 Millionen keinesfalls für unwahrscheinlich.

Die englische Politik richtet ihre volle Aufmerksamkeit auf die französischen Sahara-Bauplane, und man verhehlt sich in London den gewaltigen Einfluß nicht, den die Durchführung des Projectes auf die Gesammtverhältnisse in Nordwest- und Mittelafrika ausüben kann. Freilich rechnen die Engländer bei diesen Erwägungen auf die Unterstützung zweier wichtiger Factoren, die neben den Hindernissen der Natur ihre Bundesgenossen werden, den Bau der Bahn aufhalten und dadurch die drohende Gefahr vermindern sollen. Aber es fragt sich doch, ob die Nähe des englischen Niger-Gebietes, wie die räuberischen Tuaregs wirklich zwei Elemente sind, mit denen die britische Regierung in ernster Stunde rechnen kann. Der Fortgang der Ereignisse in Mittelafrika verdient unter solchen Umständen jedenfalls die Aufmerksamkeit der gesammten politischen Welt; denn dort liegt unstreitig der Schwerpunct der schon oft aneinander gerathenen englischen und französischen Interessen.

Deutsches Reich.

+ **Berlin**, 27. August. (Der „furor protestanticus.") Der ultramontanen „Köln. Volkszeitung" ist das Verdienst vorbehalten geblieben, ein neues Schlagwort erfunden zu haben, indem sie schreibt: „Bei der Reichstagswahl in Forchheim-Kulmbach hat der „furor protestanticus" seine Schuldigkeit gethan". Und das führende Organ der bayerischen Centrumspartei meint: „Man sieht auf den ersten Augenblick, daß in dem Resultat genau das confessionelle Verhältniß zum Ausdrucke kommt". Das ist nicht ganz richtig; die Protestanten sind den Katholiken des Wahlkreises um 10 Procent überlegen, sie hätten demnach, wenn das confessionelle Verhältniß genau zum Ausdruck gebracht worden wäre, bei rund 18 000 abgegebenen Stimmen ein Plus von 1800 Stimmen für den nationalliberalen Bewerber aufbringen müssen, während dieses Plus thatsächlich nur 900 Stimmen, also nur 5 Procent, betragen hat. Die Annahme der „Köln. Volksztg.", daß „ein kleines Häuflein protestantischer Bauern" für den Centrumscandidaten gestimmt habe, trifft demnach wohl zu. Immerhin ist es richtig, daß die große Mehrheit der Protestanten des Wahlkreises trotz aller zwischen ihnen bestehenden politischen Gegensätze gegen den Centrumsmann Front gemacht hatte. Wie begründen dieses Erwachen des „furor protestanticus" und wollen hoffen, das künftighin niemals mehr Wahlkreise mit überwiegend protestantischer Bevölkerung dem Centrum ausgeliefert werden, wie dies früher nur zu oft geschehen ist, beispielsweise in Bochum und in Hamm mit je 55 Proc. und in Breslau-Neumarkt mit 60 Proc. evangelischer Bevölkerung. Das classische Beispiel eines solchen Wahlkreises ist aber der Kreis Bielefeld-Wiedenbrück, der nunmehr in drei Legislaturperioden hintereinander durch einen Centrumsmann vertreten ist, obwohl in diesem Wahlkreise die Katholiken nur 39 Proc., also noch nicht ein Drittel der Bevölkerung, ausmachen. Wenn das Zusammengehen der großen Mehrheit der protestantischen Bevölkerung in Forchheim-Kulmbach künftig auch anderwärts befolgt werden wird, so ist darin in keiner Weise eine Gehässigkeit der protestantischen Bevölkerung gegen die katholischen Mitbürger zu erblicken. Zum Ersten werden die katholischen Interessen, soweit sie im Parlamente zu vertreten sind, durchaus „paritätisch" gewahrt, da das Centrum mit seinen glaubensgenössischen Annexen (Elsässer, Polen und bayerische Bauernbündler) ein volles Drittel der Reichstagsmandate innehat, was genau dem Procentsatze der katholischen Bevölkerung in Deutschland entspricht; man braucht also den Protestanten gewiß keine Gehässigkeit unterzuschieben, wenn sie nicht wollen, daß die specifisch katholischen Interessen nicht über das ihnen zukommende Maß hinaus vertreten werden. Zum Zweiten aber gilt der Zusammenschluß gar nicht dem Katholicismus der betreffenden Candidaten. Forckenbeck und Waldeck waren Katholiken, Letzterer sogar ein gläubiger Katholik, und sie sind von protestantischen Wählerschaften in den Reichstag bezw. das preußische Abgeordnetenhaus entsandt worden. Der „furor protestanticus" ist also thatsächlich nur ein „furor anticlericalis".

f. **Berlin**, 27. August. (Centrum und „Militarismus".) Der bayerische Centrumsabgeordnete Sickenberger hat im letzten Hefte des Staatslexikons der Görresgesellschaft Auslassungen über den „Militarismus" gethan, die den hellen Jubel der Socialdemokratie anregen. Die moderne Kriegsrüstung verursache solche finanzielle Opfer, daß sie an dem Wohlstande des Volkes zehre. Dieser Ausdruck erscheint im weiteren Verlaufe seiner Betrachtungen Herrn Sickenberger noch nicht kräftig genug, und so erklärt er denn, daß der Militarismus an dem Marke des Volkes zehre. Bei Herrn Sickenberger's Abneigung gegen den heutigen „Militarismus" spricht wohl die particularistische Gesinnung ein wenig mit. Nun, in jener „guten alten Zeit" vor hundert Jahren, wo Bayern noch nicht „verpreußt" war, mußten bayerische Truppen im Dienste Napoleon's auf russischen Schlachtfeldern verbluten und nahmen die bayerischen Staatsschulden in unerhörter Weise zu. Sicherlich fühlt sich das bayerische Volk unter dem heutigen „Militarismus", d. h. unter der allgemeinen Wehrpflicht, viel wohler und wird weniger in seinem „Marke" aufgezehrt, als damals. Herr Sickenberger geht dann auf die Wirkungen ein, wenn aus dem bewaffneten Frieden sich der Krieg entwickele; der Krieg erzeuge und nähre Rohheit und Gefühllosigkeit und ein freies Leben, das gegen alle Schranken der Religion und Sitte verstoße. Wieviel Kriege aber sind nicht gerade im Namen der Religion durch die katholische Kirche herbeigeführt worden. Wir erinnern nur an die Kreuzzüge und an den durch die Unduldsamkeit der katholischen Kirche veranlaßten Dreißigjährigen Krieg. Wir glauben wohl, daß in dem

Feuilleton.

Goethe als Briefschreiber.

Eine Skizze zu Goethe's Geburtstage, 28. August.
Von Dr. Alexander Härlin.

Nachdruck verboten.

Von Goethe gilt, daß er nicht nur durch seine Dichtungen, sondern vor Allem durch sein Leben selbst für die Deutschen, oder vielmehr für die Menschheit überhaupt, von Bedeutung und von Segen geworden ist. Durch die Consequenz und Energie, mit der er sein ganzes Leben lang die ihm eigenthümlichen Gaben herauszuarbeiten und Alles, was in ihm lag, zur Wirkung und zum Ausdrucke zu bringen bestrebt war, hat er ein Lebensideal aufgestellt. Es ist das Lebensideal der Renaissance, doch in einer erneuten und geläuterten Form — geläutert dadurch, daß es durch das Klärbecken des Humanitätsgedankens ging. Gerade die Vorbildlichkeit seines Lebens ist es, die seinen Briefen einen so außerordentlichen Werth giebt. Es hat einen unbeschreiblichen Reiz, in den Briefen Goethe's zu verfolgen, wie sein Leben ward und wuchs, wie er sich selbst suchte und fand, wie er seinen Wirkungskreis bestimmte und ausdehnte. Das 18. Jahrhundert ist ja überhaupt als die Blüthezeit des deutschen Briefes zu bezeichnen; es hat eine äußerst fruchtbare Thätigkeit auf dem Gebiete der Briefschreibung entwickelt, und Goethe hat daran theilgenommen. Die Weimarer Sophien-Ausgabe sieht im Begriffe, Goethe's sämmtliche Briefe zu veröffentlichen, und man nimmt an, daß sie 45 Bände dieser Ausgabe füllen werden, woraus sich ergiebt, daß die Zahl der Goethe'schen Briefe sich auf viele Tausende beläuft. In diesem Umfange können die Briefe der Nation als Ganzes nie zugänglich werden, und es ist daher ein wahres Verdienst, das sich der Berliner Verleger Otto Elsner erworben hat, indem er eine Auswahl der Goethe'schen Briefe veranstaltete. Diese Auswahl ist von Philipp Stein in sehr glücklicher Weise vorgenommen, und es sind die Briefe von ihm mit passenden Erläuterungen versehen worden. Da dies Werk außerdem in seiner Ausstattung sehr geschmackvoll ist, so ist nicht zu viel gesagt, wenn man die Ausgabe als eine schöne und unentbehrliche Ergänzung der Gesammtausgaben der Werke Goethe's bezeichnet.

In Goethe's Jugend herrschte ein ganz bestimmtes Ideal davon, was ein Brief sein sollte. An der Bildung dieses Ideales hatten Gottsched und vor Allem Gellert mitgewirkt, und seine Eigenthümlichkeiten und Vorzüge bestanden in der Natürlichkeit und Lebendigkeit der Schreibweise, verbunden mit graziöser Stilgewandtheit, mit Reinheit und Correctheit der Sprache. Diesen Charakter tragen auch die Briefe des jungen Goethe, besonders die aus seiner Leipziger Studentenzeit. Er theilte damals die allgemeine Werthschätzung des Briefes und des Briefschreibens. Seiner Schwester räth er einmal, „viel zu schreiben, allein nichts als Briefe, und das, wenn es sein könnte, wahre Briefe an mich". Der Brief ist ihm ein großes Erziehungsmittel, ein Erziehungsmittel auch in praktischer Hinsicht, wie denn Goethe an seine Schwester und auch an seinen Freund Behrisch häufig ganze Briefe oder auch Theile eines solchen in englischer oder französischer Sprache schreibt, um sich in diesen Sprachen zu vervollkommnen. Er kritisirt sich in diesen Briefen selbst — „Heute war ich einmal lustig und habe schlecht geschrieben", so schreibt er einmal an Käthchen Schönkopf —, und er kritisirt ebenso gelegentlich seine Correspondenten, besonders seine Schwester. Einem langen Briefe vom 6. December 1765 hat er eine eingehende Kritik des Stiles eines Briefes Gornelius eingefügt.

Wenn Goethe's Briefe aus dieser Zeit an Anmuth und Lebhaftigkeit des Stiles nichts zu wünschen übrig lassen, so ist es besonders interessant, zu sehen, welche Form sie annehmen, wenn Leidenschaft die Feder des jungen Briefschreibers führt. Es war das die Zeit, wo in seinem Verhältniß zu Käthchen Schönkopf die Eifersucht ihn dermaßen plagte, daß er schließlich als kranker Mensch in das Vaterhaus zurückkehrte. Behrisch war es, dem er seine Leiden zu klagen pflegte; und wenn wir die Briefe, in denen er sie niedergelegt hat, heute lesen, so hat es etwas Eigenes, zu sehen, wie der junge Briefschreiber sich selbst beobachtet. Goethe selbst hat diese Periode des deutschen Briefes in Wahrheit und Dichtung classisch dahin charakterisirt: „Man spähte sein eigen Herz aus und das Herz der Anderen"; und durch diese Mischung von echter Leidenschaft und von bewußter Reflexion erhalten viele Briefe Goethe's aus dieser Zeit einen Stil, der entschieden an den epigrammatischen Stil Lessing's erinnert. So prägen die Briefe des jungen Goethe in mehr als einer Hinsicht die geistigen Strömungen, die in jenen Tagen herrschten, deutlich aus.

Aber allmählich tritt eine Wandlung in dem Stile der Briefe ein. Wenn das Streben des Briefschreibers bisher gewesen war, abgerundet zu schreiben, und er mit Vorliebe lange Briefe geschrieben hatte — ein Brief an Friederike Oeser vom 13. Februar 1769 z. B. füllt nahezu zwölf Druckseiten —, so werden die Briefe jetzt kürzer, ja, manchmal nehmen sie die Form bloßer Zettel an, und ihre Physiognomie ändert sich vollständig. Der Brief der Sturm- und Drangperiode tritt auf, jener Brief, dessen Ziel nicht mehr die gebildete Natürlichkeit Gellert's, sondern die ursprüngliche und originale Natur selbst war. Jetzt werden die Briefe voll von Kraft-Ausdrücken, die für Damenohren und Damenaugen kaum geeignet sind; eine gewisse gewollte Formlosigkeit charakterisirt sie, und man strebt danach, zu schreiben, wie man spricht. An Herder schreibt Goethe einmal: „Da krieg' ich nach Tisch ein Büchlein zur Hand, Herrn Prof. Meiner's Versuch — Egyptier — He! sag' ich, und blättere, wo kommt da Bruder Herder vor? — denn ich denk', das ist auf Anlaß! Mehr oder weniger. Finde Dich nun freilich nicht, weder im Guten, noch Bösen — das verfluchteste Sauzeug vom See Möris und travestirte Leichen-Ceremonien der Egypter ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc. und so Orpheus! — und hinten nach K. P. Z. ꝛc. auch Deinen Namen, und im seidenen Mantel und Kräglein stink, daß er doch auch u. s. w." Diese abgerissene Schreibweise kann als Muster-Beispiel des Sturm- und Drangstiles im Briefe gelten. Man kann diese Epoche des Briefes bei Goethe seit den Wetzlarer Tagen datiren. In den schönen, vom tiefem Leide erfüllten Briefen, die er an Kestner und Lotte Buff geschrieben hat, macht sich der neue Stil wohl zuerst starker geltend, und er erreicht dann seinen Höhepunct in jenen wilden Weimarer Tagen, in denen Goethe und der Herzog Karl August die stille Ilm-Residenz mit einem ungewohnten und unerhörten Leben erfüllten. Der Schwung, der aus diesen Briefen spricht, die Kraft, die sie athmen, wirken noch heute hinreißend, und ein Kennzeichen des Stiles sind die oft geradezu herrlichen Naturstimmungen und Naturschilderungen, die sich in ihnen finden.

Die Briefe an Charlotte von Stein können als das köstlichste Document dieser Sturm- und Drangperiode betrachtet werden. Sie sind ein menschliches Document von einer solchen Gewalt und Kraft der Leidenschaft, wie es kaum zum zweiten Male existirt. Alle Perspectiven seiner Beziehungen zu Charlotte spiegeln sich in diesen Briefen: die verzehrende, leidenschaftliche Liebe, die schwermuthsvolle Entsagung, die Sehnsucht nach der Geliebten, die Furcht, durch seine Liebe sie selbst zu schädigen, und doch wieder die Gewißheit, daß, wie ihre Liebe ihn, so auch die seine sie adelt. Es giebt unter diesen Briefen solche, in denen das Glück und die Seligkeit der Liebe mit unvergleichlicher Schönheit ausgesprochen ist, und solche, aus denen das Schluchzen eines brechenden Herzens in erschütternder Weise widerklingt. Und was diesen Briefen den herrlichsten Stempel aufdrückt, das ist die Größe der Gesinnung, mit der Goethe das Verhältniß auffaßt, ob sich nun Charlotte ihm versagt oder ob sie ihm ihre Neigung gewährt.

Die unmittelbare Fortsetzung dieser Briefreihe bilden die Briefe aus Italien, oder mit anderen Worten Goethe's italienische Reise, die so thatsächlich im wesentlichen aus den Briefen an Charlotte zusammengewebt ist. Es ist interessant, auch in diesen Briefen zu beobachten, wie der Aufenthalt in Italien auf Goethe läuternd und klärend wirkt. Deutlicher und immer deutlicher tritt in ihnen seine Neigung und seine Kraft hervor, sich an das Gegenständliche zu halten und es mit vollendeter Plastik wiederzugeben. Es weichen die trüben Schatten zerfetzender Reflexion zurück, und vom italienischen Himmel scheint eine heitere Ruhe sich auf diese Briefe herabzusenken. Sie bildeten im wesentlichen den Abschluß des Verhältnisses zu Charlotte von Stein, und sie bildeten zugleich seine Krönung. Als Goethe nach Weimar zurückkehrte, war er auch als Briefschreiber ein anderer geworden.

Das große Document dieser neuen Periode bildet der Briefwechsel mit Schiller. In ihm ist das Fragmentarische der Sturm- und Drangperiode überwunden, und die Zierlichkeit des Stiles, nach der der junge Goethe strebte, ist jetzt einer wahrhaft classischen Sprache gewichen. Zugleich tritt die Neigung Goethe's in den Vordergrund, auch den Briefwechsel in den Dienst seines Lebenswerkes zu stellen. Er wünscht, daß auch die Briefe, die er schreibt, dazu beitragen, die Aufgaben zu fördern, die er sich gesetzt hat. So ist der Briefwechsel mit Schiller voll von Erörterungen der wichtigsten Fragen; und die in diesem Briefwechsel enthaltene Auseinandersetzung über dramatische Kunst ist ja allgemein bekannt. Dieser Zug macht sich von nun an mehr und mehr geltend. Es ist unmöglich, an dieser Stelle den Briefwechsel Goethe's, wie er sich in seinen späteren Jahren entwickelte, auch nur andeutungsweise weiter zu verfolgen. Goethe wird der Geistesfürst von Europa; der Strom seines Briefwechsels erweitert sich von Jahr zu Jahr, er umfaßt alle geistig bedeutenden Persönlichkeiten der damaligen Welt, umfaßt die verschiedensten Nationen, umfaßt alle Gebiete der Kunst und Wissenschaft. Ueberall aber bleibt Goethe sich selbst gleich. Ueberall sucht er den Briefwechsel zu unmittelbar fruchtbarer Wirkung zu benutzen. Wie er schon mit Schiller wichtige ästhetische Fragen erörtert hatte, so schreibt er auch an Mochlitz: „Ich bin zwar nicht der beste und treueste Correspondent, indessen liebe ich ja wohl manchmal etwas über dramatische Kunst verhandeln." Der Brief, der früher ein impulsives Erzeugniß der Leidenschaft und der Stimmung gewesen war, wird jetzt ein bewußtes Stück geistiger Arbeit. Goethe schreibt einmal an Schiller: „Finden Sie unter Ihren Papieren den Brief, den ich Ihnen im vorigen Jahre zur Eröffnung einer ästhetischen Correspondenz schrieb, so haben Sie die Güte, ihn mir zu schicken. Ich denke jetzt etwas daraus zu machen." Das ist der Brief in Goethe's männlicher und reifer Epoche, der Briefwechsel, in dem wir sein sich gewaltig ausbreitendes Wirken anschaulich beobachten können. Und wie der Jüngling und der Mann, so spiegelt sich schließlich auch der Greis Goethe in seinem Briefwechsel. Je älter Goethe wird, desto formeller werden seine Briefe, und manchmal fühlt man sich versucht, auf die Briefe seines Greisenalters jenes von ihm selbst im zweiten Theile des Faust verwendete Wort „schnörkelhaftes" anzuwenden. So schreibt er an einen so vertrauten Freund, wie Heinrich Meyer: „Für Ihren freundlichst-nachrichtlichen Brief vom 18. Juni zum schönsten dankend, bestimme mich einiges nachzuholen mit zugefügter traulicher Bitte." Entsprechend der außerordentlichen Ausdehnung seines Briefwechsels, beschränkt er im Greisenalter den Umfang seiner Briefe so weit wie möglich; und gern bewegt er sich in einer Art von conventioneller Manier. Bezeichnend ist die von ihm öfters angewandte Unterschrift: „Und so fortan! G."

Es ist eine oft wiederholte Behauptung, daß der literarische Briefschatz der Deutschen sich mit dem der Franzosen nicht messen kann. Die französische Epistolographie ist reich und interessant, aber wir Deutschen haben Schätze anderer Art. Briefe wie die Goethe's, Ranke's, Moltke's, Bismarck's gehören zu den schönsten Erzeugnissen, die in dieser Gattung geschaffen worden sind.

SLUB
Wir führen Wissen.